

Maria Heissenberger (geb. 1930)

„Ich wollte ich sein“

„Die kleine¹ Maria Heissenberger, war Seelsorgehelferin. Die kam eines Tages in den Weihnachtsferien in ihrem zweiten Dienstjahr zu mir und sagte [...], sie möchte einen Rat von mir haben: Sie weiß ganz genau, dass ihre Berufung ist und ihr Auftrag von Gott her in eine Missionsarbeit irgendeiner Art zu gehen, aber sie hat keine Ahnung, wo es eine Möglichkeit gibt. Und ich sagte spontan darauf ‚Bei den Missionswerken‘. Und sie sagt lachend darauf: ‚Daher komme ich gerade. Aber der Pater [...] hat mir rundweg gesagt, dass es da nur einen Weg gibt und zwar den Eintritt in ein Kloster.‘ Und das ist mir unvergesslich, vor allem ihre Sicherheit, hat gesagt: ‚So sicher ich weiß, dass Gott das von mir will, dass ich außerhalb Europas in der Missionsarbeit bin, ebenso sicher weiß ich, dass er mich nicht in einem Kloster haben will. Kommt überhaupt nicht in Frage!‘²

Diese Begegnung von Hildegard Holzer³ mit Maria Heissenberger, eine ihrer bedeutendsten Schülerinnen, beschreibt nicht nur ein Schlüsselereignis in Maria Heissenbergers Leben. Sie verdeutlicht auch eindringlich Maria Heissenbergers Haltung zum Leben: „Ich wollte immer ich sein.“⁴

Ein Lebensentwurf: Jugendliche Wunschvorstellungen und reale Möglichkeiten

Maria Heissenberger kam 1930 als eines von sechs Kindern eines Schuhmachers in Aspang in Niederösterreich zur Welt. Ihr Vater hatte im Ersten Weltkrieg ein Auge verloren und musste daraufhin seine Familie mit dem spärlichen Gehalt eines Hilfsarbeiters ernähren. Mit Kriegsende 1945 stand die damals 15-jährige Maria vor wichtigen Entscheidungen hinsichtlich ihrer unmittelbaren Zukunft. Ihr Lebensentwurf nach Kriegsende könnte heute noch als modern gelten: Sie wollte studieren, einen interessanten, angemessen entlohnten Beruf und eine Familie. Die Realität als Tochter aus einer Familie mit geringen finanziellen Mitteln sah anders aus. Während ihr ältester und ihr jüngster Bruder studierten, wobei der älteste allerdings im Zweiten Weltkrieg fiel, stand ihr dieser Weg damals nicht offen. Maria Heissenberger wäre sehr gerne Lehrerin geworden, eine der wenigen Möglichkeiten für Frauen damals höhere Bildung zu erwerben. Doch ein Studium stand nicht zur Debatte. Maria Heissenberger begründet dies zum einen mit den begrenzten finanziellen Mitteln der Familie, zum anderen mit der Tatsache, dass sie eine Frau war. Als „Option“ wurde ihr der Eintritt in ein Kloster angeboten: „Ich kam aus einer sehr armen Familie und war wahrscheinlich sehr intelligent. Ich war von der

ganzen Schule die Beste, hatte aber keine Möglichkeit zu studieren. Mich hatten viele Dinge interessiert und ich konnte das nicht wirklich verstehen, dass man da die Frauen ausschließt. Ich wollte *ich* sein und nicht in irgendein Kloster gegeben werden.“⁵

„Ich wollte ich sein“ – ein Satz der bei Maria Heissenberger immer wieder fällt. Zum einen, wenn es darum geht, ihr Leben entsprechend ihren Vorstellungen zu gestalten – selbst wenn es möglicherweise eine Abweichung von „normalen“ weiblichen Lebensentwürfen bedeutet. Zum anderen, wenn es später um ihr pädagogisches Selbstverständnis in der Arbeit mit Mädchen und Buben geht.

Den Plan zu studieren gab sie nicht endgültig auf, dennoch galt es vorerst eine Möglichkeit zu finden, die zum einen eine Ausbildung und zum anderen ein angemessenes Einkommen mit sich brachte. Maria Heissenberger besuchte die zweijährige Handelsschule in Wiener Neustadt, fand allerdings anschließend keine Arbeit. Die Wirtschaft im Nachkriegs-Österreich war völlig zerstört, und der Arbeitsmarkt speziell für Frauen sehr prekär. Sie sollten zugunsten der heimkehrenden Männer wieder auf die bezahlten Arbeitsstellen verzichten. „Man muss sich das vorstellen, ein junger Mensch mit soviel Energien, der aber keine Möglichkeiten hat.“⁶

Gleichzeitig war das Einkommen der Frauen vielfach überlebensnotwendig. In der Zeit, als Maria Heissenberger die Handelsschule besuchte, verlobte sie sich mit einem jungen Grenzgendarmen aus ihrem Heimatort. Die beiden wollten heiraten, doch es fehlte das Geld. Da nützen weder Gefühle, noch Interessen, noch manch gut gemeinte Ratschläge: „Meine Mutter hat dann gesagt, du musst kochen lernen, wenn du heiraten willst. Das hab ich dann auch gemacht und arbeitete als Kindermädchen. Das war allerdings ein 24-Stunden-Job, man hatte das Kind immer bei sich und verdiente fast nichts. Das war natürlich für einen jungen Menschen nicht befriedigend.“⁷

„Ich bin als Wirtschaftsflüchtling in die Schweiz gegangen“

Aus dieser Bedingung heraus, Geld verdienen zu wollen und auch zu müssen, fiel die damals 18-Jährige einen nicht alltäglichen Entschluss: 1948 ging sie in die Schweiz um dort zu arbeiten. „Man muss sich ja vorstellen, welches Mädchen hat zu dieser Zeit einfach gesagt, ich fahr ins Ausland? [...] Ich hab mich nicht gefürchtet vor dem Neuen, das da auf mich zukommt.“⁸ Widerstand von Seiten der Familie zu diesem ungewöhnlichen Plan der Tochter gab es nicht. „Das war vielleicht deshalb so, weil ich immer meine Sturheit durchgesetzt habe. [...] Meine Familie hatte gar keine Möglichkeit, ‚nein‘ zu sagen. Das habe ich entschieden. Natürlich habe ich dann auch von der Schweiz aus meinen Geschwistern geholfen. Habe fast Tag und Nacht gestrickt, denn dort gab's gute Wolle.“⁹

Heissenberger nimmt Bezug auf die aktuellen Diskussionen um AsylbewerberInnen, wenn sie betont, dass sie damals ein Wirtschaftsflüchtling war: „Das ist sehr wichtig, dass Sie das festhalten, denn heute tut man in Österreich immer so, als ob Wirtschaftsflüchtlinge ganz böse Menschen wären. Aber ich bin als Wirtschaftsflüchtling in die Schweiz gegangen und habe dort vier Jahre gearbeitet, Geld

verdient. Es gab keine Arbeit in Österreich, und ich wollte ja Geld verdienen, als junger Mensch.“¹⁰ In der Schweiz erfuhr Heissenberger auf eindrückliche Weise die Realität von Flüchtlingen: „Ich hab natürlich auch die untersten Arbeiten gemacht. Denn man hat in der Schweiz auch die Drecksarbeit den Ausländern gelassen – so wie wir es jetzt auch tun. Die Schweizer waren sehr korrekt, aber natürlich waren wir die Ausländer. Man hat kaum den Namen genannt, man hat gesagt ‚Östrichli‘. Das war der Sammelbegriff von allen Österreichern, die dort in der Schweiz gearbeitet haben. Aber das war mir so egal, ich hatte viel zu viel Selbstvertrauen.“¹¹

Vier Jahre arbeitete Maria Heissenberger in der Schweiz. In dieser Zeit löste sich auch die Verlobung. „Ich denke mir jetzt oft noch, dass das nichts gewesen wäre, wenn ich geheiratet hätte. Eingeeengt in so einem Klischee drinnen, nur bei den Kindern und so.“¹² 1952 kehrte Heissenberger mit dem aufrechten Ziel zu studieren nach Österreich zurück. Sie wusste allerdings noch nicht genau, „was und wie“. Sie fand Arbeit als Jungscharführerin in ihrer Heimatgemeinde. Nicht nur sie selbst entdeckte dort ihre Fähigkeiten in der Arbeit mit jungen Menschen, auch der Kaplan war von ihr überzeugt und ermutigte sie, das Seminar für kirchliche Frauenberufe in Wien zu besuchen.

Entscheidende Weichenstellung: Das Seminar für kirchliche Frauenberufe

Das 1945 in Wien gegründete Seminar war Ausbildungsstätte für alle Bereiche der Pastoral¹³, unter anderem Kinder- und Jugendarbeit, Erwachsenenbildung und Sakramentenpastoral, sowie für den Religionsunterricht an den Pflichtschulen. Ein Ziel der Ausbildung war die Aufwertung und Anerkennung der Frauenarbeit in den Pfarren. Neben der Ausbildung gelang diese Aufwertung dadurch, dass die Kirchenleitung die Seelsorgehelferin zum geregelten Berufsstand erklärte.¹⁴

Maria Heissenberger erkannte ihre Chance zu studieren und dachte sich: „Arbeiten für Jugendliche und Kinder: Das wäre etwas für mich! Man konnte natürlich auch in die Caritasarbeit gehen und man konnte unterrichten. Es war wirklich interessant und so hab ich dieses dreijährige Seminar gemacht.“¹⁵ Gleichzeitig war sie sich klar, mit dieser Ausbildung auf eine religiöse „Schiene zu gehen“¹⁶, ihr Leben der Kirche zu widmen. Mit dem Abschluss des Seminars versprach sie dem Bischof drei Jahre dort zu arbeiten, wo er sie hinschickte. Zudem verpflichtete sie sich zur Ehelosigkeit, was für Maria Heissenberger Sinn machte: „Wenn man zölibatär lebt, ist man freier, anderen zu helfen.“¹⁷

Die Studienzeit sollte nicht nur durch die inhaltliche Ausbildung, sondern vor allem auch durch das Wirken von Hildegard Holzer, der Gründerin und Leiterin des Seminars für kirchliche Frauenberufe, eine prägende Lebensphase für Maria Heissenberger sein. Hildegard Holzer war die Pionierin für die berufliche Tätigkeit von Frauen in der Seelsorge in Österreich. Sie nimmt sowohl in dieser Funktion als auch als Mensch eine bedeutende Stellung im Leben von Maria Heissenberger, aber auch Franziska Lemayr¹⁸ und Maria Hofer¹⁹ ein. Hildegard Holzer beeinflusste als Frau und in ihrem Wirken diese drei SOS-Pionierinnen und erhält somit als

Bezugspunkt für das Verstehen der Lebensgeschichten Bedeutung. „Frau Dr. Holzer hat uns mit ihrer Idee angesteckt: Die Kirche braucht Frauen, die Gesellschaft braucht Frauen und nicht nur Männer. Sie hatte uns diesen Virus eingepflegt.“²⁰

Exkurs: die prägende Mentorin Hildegard Holzer

Hildegard Holzer wurde am 3. April 1904 in Krems geboren, besuchte während des Ersten Weltkrieges als eines von sechs Mädchen mit Sondergenehmigung das Kremser Gymnasium und promovierte 1927 als eine der damals wenigen Frauen an der Uni Wien in Staatswissenschaften. Beruflich zog es sie anschließend allerdings in einen damals modernen Frauenberuf – sie arbeitete bis 1932 als Fürsorgerin. Bereits während des Zweiten Weltkrieges war sie für die Ausbildung der Seelsorgehelferinnen zuständig, die damals noch in Abendkursen organisiert war.²¹ Mit Ende des Krieges fasste Hildegard Holzer den Entschluss, ein Seminar für Frauen zu gründen. Ein Vorhaben, das mit unzähligen Hindernissen durch Männer in der kirchlichen Hierarchie gepflastert war, denn: Frauenarbeit war gern gesehen – solange sie nichts kostete und keine Regeln zum Schutz der Arbeitnehmerinnen verlangte. Holzer war eine zähe Verhandlerin, sie wird als wagemutig, ausdauernd, anpassungsfähig und widerständig beschrieben.²²

Holzer verstand sich nicht primär als Vorkämpferin für die Frauenrechte, sie war vielmehr stark für die Kirche engagiert, die in ihrer Verantwortung nicht an den Frauen, deren Kompetenzen und Leistungen vorbei schauen oder diese geringer schätzen dürfe. Holzer begriff das Frausein als Stärke. In ihrem Frauenbild waren Frauen nicht auf bestimmte Verhaltensweisen, Eigenschaften oder Tätigkeitsfelder eingeschränkt. „Jede Frau sollte sich individuell entwickeln und die ihr von Gott gegebenen Fähigkeiten einsetzen können, ohne in traditionell geschlechtsbedingten Schranken gefangen zu sein.“²³

Hildegard Holzer verlieh Maria Heissenberger und Franziska Lemayr das Prädikat „Seidenzuckerl“. So nannte sie ihre bedeutenden Schülerinnen: Seelsorgehelferinnen, die ihre „persönlichen Charismen entdeckt haben“, die zu Sonderaufgaben gerufen wurden, und die beeindruckende Karrieren gemacht hatten.²⁴ In der Würdigung dieser Frauen betonte Holzer auch, dass das Seminar der prägende Anfang für diese Beruf(ung)s-Verläufe war. Holzer vermittelt „das stolze Bewusstsein einer großen und bedeutungsvollen historischen Entwicklung“, an der sie „einen entscheidenden Teil mitwirken konnte und den sie in einigen Nachfolgerinnen weitergehen sah“²⁵. Die Sonderaufgabe von Maria Heissenberger und Franziska Lemayr war die Mission in Südkorea.

Die Mission als Lebensaufgabe

Nach Abschluss des Seminars 1956 wurde die 26-Jährige vom Bischof in der Pfarre von Bruck an der Leitha eingesetzt. Ein verregnetes Jungschlarlager in Kärnten ein Jahr später sollte den entscheidenden Wendepunkt im Leben von Maria Heissen-

berger bringen. Auf dem „Schlechtwetterprogramm“ stand der Besuch eines Klosters, wo ihnen die Schwestern „Vom kostbaren Blut“ begeistert von der Mission in Afrika erzählten. Ein Erlebnis, das Maria Heissenberger in Aufruhr versetzte und der Auslöser dafür war, sich intensiv mit der Frage nach ihrer Lebensaufgabe zu beschäftigen. Auf der Heimreise vom Ferienlager im Nachtzug, als alle Kinder schon schliefen, wollte Maria Heissenberger vom Kaplan Folgendes wissen: „Dass die [Klosterschwester] so sicher sein kann, dass sie bis ans Ende der Welt in die Mission gehen muss?! Ich stell mir jetzt die Frage, wie kann ich sicher sein, dass ich nicht gehen brauch?!“²⁶ Maria Heissenberger suchte nicht nach Zeichen oder Eingebungen für ihre Sendung. Vielmehr fand sie keinen Grund, der dagegen sprach.

Nach ihrer Rückkehr arbeitete Maria Heissenberger wieder in der Pfarre, aber „es war nichts mehr wie vorher“²⁷: Ihre Wahrnehmung hatte sich verändert, ununterbrochen sah sie nun Dinge, die mit dem Thema Mission zu tun hatten. Außerdem besuchte sie Vorträge und Weiterbildungen zu diesem Thema und schon bald stand für sie fest, dass sie in die Mission gehen wollte. Als Laie, als studierte Katechistin, vor allem aber als Jugendleiterin wollte sie gehen. Damals waren allerdings in erster Linie geistliche Schwestern und Brüder in der Mission tätig. Sie wusste nicht, wie sie ihr Ziel verwirklichen konnte, und wandte sich deshalb hilfeschend an einen Priester von Missio, den päpstlichen Missionswerken: „Kann man einen Menschen wie mich als Laie, nachdem ich dies und das kann, brauchen? Ich wollte sonst gar nichts wissen. Und er hat nicht einmal hingehört, hat natürlich für einen jungen Menschen das Dümme gesagt, was er konnte: ‚Warum wollen Sie nicht Schwester werden?‘ Klosterschwester!“²⁸ Maria Heissenberger wollte niemals in ein Kloster eintreten. Besonders war sie darüber aufgebracht, dass das, was sie als Frau mit ihren Kompetenzen anbot, nicht anerkannt wurde, nicht „genügte“. Der Priester begründete den Eintritt in ein Kloster mit dem „Stand der Vollkommenheit“²⁹, den sie dort erreichen würde. „Das hab ich innerlich nicht annehmen können. Was heißt Vollkommenheit? Jeder, der seinen Weg geht und ordentlich geht, geht für mich auf dem Weg der Vollkommenheit, aber eben auf verschiedenen Wegen. [...] Und so bin ich weg, innerlich ganz böse, aufgebracht, aber zu dieser Zeit hat man sich nicht getraut, gegen Priester aufzumüpfen.“³⁰

Nach dieser unerfreulichen Begegnung stand Maria Heissenberger am Stephansplatz in Wien und wusste nicht, was sie tun sollte. Da fiel ihr ihre ehemalige Direktorin Hildegard Holzer ein, zu der sie sofort eilte. Und dann kam es zu jener Szene, die am Beginn dieses Portraits steht. Maria Heissenberger formulierte ganz klar, wovon sie überzeugt ist und was sie nicht tun will. Hildegard Holzer konnte weiterhelfen. „Sie hat gelacht, sie hat nur gelacht und gesagt: ‚Maria, weisst du noch immer nicht, dass der liebe Gott auf krummen Wegen gerade schreibt? Ich kenne persönlich drei Missionare in verschiedenen Ländern. Ich beschreib dich und frag dort an, ob sie jemand wie dich brauchen können.‘ Und so bin ich zurück in meine Pfarre und habe gewartet.“³¹ In den 1950er Jahren dauerte das etwas länger, statt E-Mails waren Briefe monatelang mit dem Schiff unterwegs.

In dieser Zeit des Wartens schlichen sich bei der inzwischen 27-jährigen Zweifel ein, ob dieses selbstbewusste Kämpfen um „ihren krummen Weg“³² wohl sein

dürfe. „Ich habe gewartet und da ist mir erst ganz klar geworden: Alles stimmt bei mir auch nicht ganz, wenn ich so unbedingt meinen Schädel durchsetzen will. Eines Tages beim Beten hab ich gesagt: Lieber Gott, wenn's sein muss, zieh ich halt diese schiache Kutte an.“ Maria Heissenberger sah ihre Bestimmung in der Mission. Dafür war sie zuletzt sogar bereit, ihr doch selbstbestimmteres Leben als Seelsorgerin im Dienste eines Bischofs aufzugeben und in die engeren Strukturen eines Klosters einzutreten. Als Symbol für dieses besondere Leben nennt sie die Kutte, eine „Uniform“, die sie von der Normalbevölkerung abhebt und für sie auch ein Stück Leben außerhalb der Gesellschaft darstellt.

Doch es sollte nicht so weit kommen. Eine Woche nach diesem Gebet kam der Brief aus Korea mit der Botschaft: „Jeder ist willkommen. Was sie konkret anbieten, ist unklar, aber sie soll kommen.“³³ Der Brief wurde im Auftrag des Bischofs von Korea geschickt, der seinerseits bereits einige Bemühungen unternommen hatte, Laien aus Europa anzuwerben und das Anliegen von Heissenberger deshalb als „Antwort des Heiligen Geistes“³⁴ bezeichnete. „Für mich war von dem Augenblick an klar: als Laie und nach Korea.“³⁵

Bei einem Treffen mit Erzbischof Sye aus Daegu³⁶ in München, bei dem auch Franziska Lemayr dabei war³⁷, bot der Bischof Maria Heissenberger an, an einer Katholischen Frauenuniversität in Korea Deutsch und Englisch zu unterrichten. Maria Heissenberger sagte zu. Es wurde vereinbart, dass sie sich ein Jahr lang darauf vorbereiten sollte. Sie sollte Koreanisch, Englisch und die koreanische Kirchengeschichte studieren. Sie ging deshalb zuerst für ein halbes Jahr nach Münster in Deutschland und anschließend nach London. In London lernte sie Susi Younger kennen, eine junge Engländerin, die schließlich mit Maria Heissenberger nach Korea ging. Im November 1959 war es dann so weit, die zwei Frauen fuhren mit dem Schiff von Hamburg nach Pusan in Südkorea. Einsatzort sollte schließlich die im Südosten gelegene drittgrößte Stadt des Landes, Daegu, sein.

„Ankommen“ in Südkorea

Maria Heissenberger konnte Korea aus unterschiedlichen Perspektiven kennen lernen. Über ihre Arbeit an der Universität und andere Begegnungen knüpfte sie recht bald freundschaftliche Beziehungen zu Südkoreanerinnen und Südkoreanern. Sie und Susie Younger wurden zudem am Beginn ihrer Zeit in Südkorea von den Eltern eines befreundeten Studenten quasi „adoptiert“, da diese in der gesamten Großfamilie selbst keine Töchter hatten. Maria Heissenberger empfindet es heute noch als „Wahnsinnsglück“, dadurch auch als Ausländerin die koreanische Kultur von „innen“ her kennengelernt, die engen Beziehungen innerhalb der Familie erlebt und die Feste mit ihnen gefeiert zu haben. Das Verständnis des Gemeinschaftslebens in Korea faszinierte Maria Heissenberger. Die Familie war das wichtigste, wobei dabei die älteren Menschen, die Großeltern sehr geehrt wurden. Sie hatten die einflussreichste Position in der Familie. Daneben hatte aber auch die Nachbarschaft eine große Bedeutung, man feierte nicht nur die Feste gemeinsam, sondern lebte überhaupt mehr in diesen größeren sozialen Netzen.³⁸

Die Möglichkeit in diese koreanische Familie aufgenommen worden zu sein, verdankte sie der Tatsache, dass sie eine Frau war und die Familie keine Töchter hatte. Gleichzeitig erlebte Maria Heissenberger die Situation von Frauen in Korea weniger erfreulich. „Koreaner sind ein höfliches Volk, die auch Respekt voneinander haben, nur die Frau ist halt ein bisschen drunter.“³⁹ Sie war in Österreich selbst mit den Grenzen und eingeschränkten Möglichkeiten von Frauen konfrontiert. Die Handlungsspielräume von Frauen in Korea sah sie noch eingeschränkter. Besonders erschütterte sie der „Wert“ der Frauen: „Man hörte es noch von der Geschichte her, dass die Frauen gar nicht als Mensch, sondern ‚zwischen Tier und Mensch‘ gesehen wurden. Sie musste die Kinder gebären. Waren sie unfruchtbar oder hatten sie keine Kinder, konnten sie verstoßen werden. Viele sind verstoßen worden. Wenn sie nur Mädchen geboren haben, war das ganz schlimm. Da haben sie alle zu weinen angefangen, weil nur der Mann was gegolten hat. Diese Art war sehr schwierig zu akzeptieren. Auch wenn bei uns [in Österreich; L.C.] die Männer ja auch Machos waren, aber doch in einer anderen Form.“⁴⁰

Ausdruck davon ist unter anderem das koreanische Familienrecht, welches auch heute noch auf der „Vaterfamilie“, dem Patriarchat, basiert. Das bedeutet, dass jede Familie ein offizielles männliches Oberhaupt haben muss. Verbunden mit dem Wert der älteren Menschen ist das meist der Großvater. Das gilt für verheiratete Frauen ebenso wie für unverheiratete. Für Frauen, die alleine leben wollen, hat das die Konsequenz, dass sie sich nicht eigenständig registrieren lassen können. Frauen müssen unter der Obhut eines Mannes stehen, sei es der Großvater oder der Vater, oder sei es nach deren Tod der Bruder oder Neffe.⁴¹

Soziale Arbeit mit den „Schuhputzerbuben“

Die zwei Europäerinnen unterrichteten bereits ein Jahr lang an der Universität Koreanerinnen aus reichen Familien, denn nur diese hatten die Möglichkeit zu studieren. „Aber für mich war es von allem Anfang an klar und für die Susi Younger auch: Wir wollten etwas für die Armen tun.“⁴² Daegu war zehn Jahre nach Kriegsende noch durch Hunger und Verarmung gezeichnet. Besonders aufgefallen waren die verwaisten und obdachlosen Buben, die sich als Schuhputzer auf den Straßen ihren kargen Lebensunterhalt verdienten. Maria Heissenberger und Susi Younger wollten diesen Kindern, die sie „Schuhputzerbuben“ nannten, helfen. 1960 konnten sie mit Unterstützung ihrer koreanischen FreundInnen und mit ein wenig Geld von der Katholischen Frauenbewegung Österreichs ein kleines Haus, oder vielmehr eine Hütte, kaufen, wo sie einem Teil dieser Straßenkinder ein Zuhause geben wollten. Was die beiden nicht wussten: Die „Schuhputzerbuben“ waren in Banden organisiert, in denen die Bandenführer die Kinder „beschützten“ und ausnützten. Mit anderen Worten: Die Kinder durften an einem bestimmten Platz die Schuhe putzen, mussten allerdings den Großteil ihres Verdienstes abliefern. Die koreanischen FreundInnen machten einigen Schuhputzerbuben im Namen der Frauen das Angebot, mit diesen in einem Haus zu wohnen, und erhielten begeisterte Resonanz von den Kindern. Als die Schuhputzerbuben nun am nächsten Tag

zum vereinbarten Treffpunkt kommen sollten, ließ sich nur einer blicken. Dieser erzählte dann, dass zwar alle gerne gekommen wäre, dass sie deshalb aber von den Bandenführern verprügelt worden waren. Die Kinder waren nicht frei, das Hilfsangebot anzunehmen. Was sollten die Frauen also tun? „Wir in unserer Dummheit und nicht wissend, wie die Gesellschaft wirklich dort funktioniert hat, sind zur Polizei gegangen. Das war das Dümme, weil die Polizei sich von diesen Gangstern gefürchtet hat. Aber auf der anderen Seite konnten sie in ihrem Stolz nicht sagen: ‚Die Polizei kann nichts machen.‘ Deshalb haben sie dann zwei organisierte Gruppen am frühen Morgen ausgehoben, auf den Polizeiposten geschleppt und so gegen acht Uhr hat man uns dann rufen lassen und gesagt, wir können uns unsere Kinder aussuchen.“⁴³ Maria Heissenberger resümiert, dass sie nach einem Jahr in Korea die dortige Gesellschaft noch nicht durchschaut hatten, zumal sie vor allem in Kontakt mit den Studentinnen in „dieser besseren Gesellschaft“ waren, die selbst wenig von dieser Realität ihres Landes wussten. Sie suchten dann 14 Kinder aus, für mehr reichte das Geld nicht. Diese Schuhputzerbuben gingen allerdings nur deshalb mit, weil darunter auch ein Bandenführer war.

Gegen Ende des Jahres 1960 konnten sich Maria Heissenberger und Susi Younger sprachbedingt nur schwer mit den Schuhputzerbuben verständigen. Es wurde aber vereinbart, dass sie gemeinsam, wie eine Art Familie, in diesem Haus



*Maria Heissenberger
(2. Reihe, rechts außen)
und die Schuhputzerbuben*

leben würden, und jeder seinen Teil zur Bestreitung des Lebensunterhaltes beitragen müsste. Heissenberger und Younger unterrichteten weiterhin, die Buben gingen Schuhe putzen und konnten nun die Abendschule besuchen. „Wir hatten eine Hütte mit drei Räumen, wo eine Schiebetür dazwischen war. Die Kinder hatten nichts, also brauchte man auch keinen Kasten. Meine Freundin und ich waren in einem der drei Räume, ein winziges Plätzchen, man konnte nur zwei Matten zum Schlafen auflegen. Man hatte ja im Grunde nichts dort und so haben wir dann angefangen mit ihnen zu leben.“⁴⁴

Das erste außereuropäische SOS-Kinderdorf

Das „Schuhputzerheim“ lief nun schon seit über einem Jahr und Maria Heissenberger sollte im Auftrag des Bischofs noch ein weiteres Waisenhaus übernehmen. Für die Arbeit in diesem Waisenhaus wollte der Bischof von Daegu zusätzlich Franziska Lemayr engagieren und beauftragte deshalb Maria Heissenberger mit der Anfrage. Inzwischen sollte ihr jüngster Bruder zum Priester geweiht werden. Heissenberger war damals in dem Glauben nach Korea gegangen, ihre Familie nie wieder zu sehen, da die Fahrtkosten damals viel zu hoch waren. 1962 kostete ein Flugticket nach Daegu 38.500.- Schilling. Den damaligen Wert dieser Summe verdeutlicht Maria Heissenberger durch den Preisvergleich mit einem VW „Käfer“. Das Auto war damals mit 34.000.- Schilling deutlich billiger als das Ticket. Hildegard Holzer wusste allerdings, wie gerne ihre ehemalige Schülerin bei der Primiz ihres Lieblingsbruders dabei gewesen wäre. Sie startete deshalb eine Sammelaktion unter den Seelsorgehelferinnen und konnte Maria Heissenberger davon ein Flugticket schicken.⁴⁵ Heissenberger freute sich ausgesprochen, doch gleichzeitig war sie auch beschämt. Denn sie wusste, wie teuer das Ticket war. „Wie konnte ich das nur für mich aufbrauchen, nur damit ich nach Europa komme. Aber es war nichts möglich, es war das Ticket da, es war nicht das Geld da.“⁴⁶

Aber auch in caritativer Hinsicht sollte es ein gut investiertes Geld sein. Im Juni 1962 flog Maria Heissenberger nach Österreich zur Primiz ihres Bruders. Bei der Ankunft am Flughafen in Wien wurde ihr ein großer und lautstarker Empfang durch ihre Studienkolleginnen, FreundInnen und Verwandte bereitet. Ein Reporter, der zufällig ebenfalls dort war, wurde darauf aufmerksam und wollte wissen, wer da wohl käme. Daraus wurde ein Interview über ihre Arbeit in Südkorea. Der Reporter zeigte sich erstaunt, dass sie bei all dem Elend, das über Südkorea bekannt war, nur so wenige Kinder betreute. Heissenberger begründete dies mit den mangelnden finanziellen Mitteln. Auf die Frage, was sie machen würde, wenn sie mehr Geld hätte, antwortete Heissenberger: „Ein SOS-Kinderdorf bauen.“⁴⁷

Maria Heissenberger hatte während ihres Studiums das erste Mal von SOS-Kinderdorf gehört. Hermann Gmeiner hielt einen Vortrag in Wien und das gesamte Seminar war bei diesem Vortrag. An SOS-Kinderdorf gefiel ihr vor allem die Vorstellung, dass eine Bezugsperson konstant für ein Kind zuständig ist und das Kind von dieser Bezugsperson Wertschätzung und Anerkennung erhält. Die Konfrontation mit der Situation in den äußerst schlecht ausgestatteten, überfüllten

Waisenhäusern im Nachkriegskorea und den strukturell bedingten wechselnden Bezugspersonen hatte Maria Heissenberger „[...] furchtbar irritiert. Ich konnte mir das nicht vorstellen. Ich wäre zugrunde gegangen als Kind. Ich war sehr sensibel und man sagt jetzt noch, dass man von mir als Kind alles haben konnte, wenn ich nur dafür die Anerkennung erhielt. Ich habe ganze Ferien lang Kühe gehütet für eine Haarmasche und das Lob“⁴⁸. Die Abdeckung der primären Bedürfnisse von Kindern mit z.B. Nahrung, Pflege oder Sicherheit erachtet Heissenberger als wichtige, aber nicht ausschließliche Qualität in der Kindererziehung. „Ich glaube ein Mensch ist so angelegt, dass er wer ist. Ob der jetzt ein Bub ist oder ein Mädchen, das ist ja die andere Frage. Das haben wir dann in unseren Gesellschaften so ungleich gemacht. Ein Kind fühlt wahrscheinlich – ein Bub genauso wie ein Mädchen –, dass es einfach wer sein will. Und dass ihn jemand gern haben soll. Nicht, weil er so brav ist oder so, sondern weil ‚ich bin ich‘“⁴⁹.

Das erwähnte Interview mit Maria Heissenberger wurde in einer Zeitung veröffentlicht. Erika Gottlieb⁵⁰, die persönliche Sekretärin von Hermann Gmeiner, las diesen Zeitungsartikel, schnitt ihn aus und schickte ihn an Gmeiner. Daraufhin setzte sich dieser mit Maria Heissenberger in Verbindung und die beiden vereinbarten ein Treffen. Bei ihrer ersten Begegnung war Hermann Gmeiner offensichtlich erstaunt über Maria Heissenbergers Körpergröße. „So eine Kleine!“ soll der



*Maria Heissenberger, Ludwig Kögl
und Hermann Gmeiner (v.r.)*

selbst nicht groß gewachsene Gmeiner als Erstes gesagt haben. Und vom Besuch eines „schmächtigen [...] Frauerls“⁵¹ ist die Rede. Doch Heissenberger konnte Gmeiner in ihrer ruhigen, bestimmten Art sowie auf Grund ihrer Erfahrungen und Kenntnisse über das Land gewinnen. „Gmeiner hat mir die Hand gegeben und gesagt: ‚Geld hab ich keins, probieren wir es!‘“⁵² Damit war der Startschuss für die Expansion von SOS-Kinderdorf weltweit erfolgt. Bereits am 31. Oktober 1962 bekundete Gmeiner im Vorstand der SOS seine Absicht, in Südkorea, aber auch in Japan ein Kinderdorf zu gründen.⁵³

Das „Südkorea-Team“

Maria Heissenberger kehrte im November 1962 nach Korea zurück. Mit ihr flog auch Franziska Lemayr, die Maria Heissenberger im Auftrag des Bischofs von Daegu bei ihrer Arbeit mit Waisenkindern unterstützen sollte.⁵⁴ Als Apostolatshelferinnen⁵⁵ in Südkorea unterstanden die beiden dem dortigen Bischof, der somit über ihren Aufgabenbereich entschied. Nachdem diese konkreten Überlegungen zu einem SOS-Kinderdorf eigentlich durch ein zufälliges Interview ausgelöst worden waren, musste Maria Heissenberger erst einmal sein Einverständnis einholen. Auf dem Flug nach Korea machten sie Zwischenstopp in Rom, um sich mit dem Bischof von Daegu zu treffen, der gerade am 2. Vatikanischen Konzil teilnahm. „Er war natürlich hell begeistert und ich hab dann gleich eine Nachricht zurück an Gmeiner geschickt und drei Monate später waren sie [Hermann Gmeiner, Hansheinz Reinprecht und Fritz Haider; L.C.] drüben.“⁵⁶

In kurzer Zeit wurde dieses PionierInnen-Projekt geplant und umgesetzt. Ende 1962 war das Frauen-Team für den Aufbau des SOS-Kinderdorfes Daegu komplett: Luise Sinnhuber, die für die Arbeit an einer Leprastation den gleichen Flug wie Heissenberger und Lemayr nach Südkorea genommen hatte, entschied sich für die Arbeit mit Kindern.⁵⁷ Bis es zur konkreten Aufbauarbeit des SOS-Kinderdorfes kam, arbeiteten die Frauen unter der Leitung von Maria Heissenberger weiterhin im „Schuhputzerheim“ und im neu hinzugekommenen Waisenhaus. Zu diesem Waisenhaus gehörte ein riesiger Grundbesitz, auf dem das SOS-Kinderdorf errichtet werden sollte und der später dem Verein übertragen wurde.

Eine Voraussetzung für das Engagement von SOS in Korea war das Kennenlernen der Situation vor Ort sowie das Aufbringen der finanziellen Mittel. Aus diesem Grund flogen Hermann Gmeiner, Hansheinz Reinprecht und Fritz Haider im Februar 1963 für eine Studienreise nach Südkorea. Gesponsert wurden die drei Tickets von der Österreichischen Sparkasse, die dieses Vorhaben in Asien unterstützte.⁵⁸ Finanziert wurde der Aufbau des SOS-Kinderdorfes in Daegu zu Beginn durch Spenden der Katholischen Frauenbewegung (KFB) und der Katholischen Jungschar Österreichs. Die Katholische Frauenbewegung hatte mit den Erlösen aus der Aktion „Familienfasttag“ Maria Heissenbergers erstes Ticket nach Korea bezahlt und bereits das „Schuhputzerheim“ unterstützt. Nun wollte die KFB die Errichtung einer an das Kinderdorf angeschlossenen Lehrwerkstätte und Landwirtschaft ermöglichen.⁵⁹ Auch die Katholische Jungschar hatte die Erlöse aus

ihrer jährlichen Fastenaktion bereits seit 1962 an das „Schuhputzerheim“ gespendet.⁶⁰ Wirklich ermöglicht wurde die Finanzierung des Kinderdorfs aber vor allem durch die legendäre „Reiskornaktion“⁶¹. Die „Reiskornaktion“ wurde bereits vor der ersten Reise Gmeiners nach Südkorea geplant. Der Vorstand von SOS hielt bereits im Dezember 1962 fest, dass die Aktion originell sein müsste. Es tauchte die Idee „Ein Reiskorn für Korea“ auf.⁶² Maria Heissenberger über eine intuitive „Inszenierung“: „Wir sind Kinder in einem alten, halb verfallenen Waisenhaus besuchen gegangen. Gmeiner sagte: ‚Maria, holen Sie mir eines von diesen Kindern aus dem Waisenhaus.‘ Ich hab nicht gewusst warum.“⁶³ Gmeiner erbat dann einen Sack Reis. Anschließend musste Heissenberger dem Buben übersetzen, er solle Reis herausnehmen und ihm in die Hand geben. Gmeiner ließ dann ein Foto von dieser Reis-Übergabe zwischen dem Buben und ihm schießen und betonte die Wichtigkeit eines „ordentlichen Fotos“. Er sollte Recht behalten. Es war das Foto, das werbewirksam um die Welt ging. „Er hat zu dem Bub gesagt, ich werde nach Österreich zurückgehen und dort viele, viele, viele gute Menschen suchen und jedes Reiskorn soll um einen Dollar umgetauscht werden. Damit werden wir ein Kinderdorf bauen“⁶⁴, erzählt Maria Heissenberger. Die SOS-Kinderdorf-Mütter und Kinder in Europa klebten wochenlang mit den Kindern ein Reiskorn auf die kleinen Zettel, auf denen stand: „Reis bedeutet: Leben – Glück – Gesundheit – Friede – Wohlstand. Ein Reiskorn für Korea.“⁶⁵ Die Spendenaktion „Ein Reiskorn für Korea“ war ein voller Erfolg, bis April 1964 wurde eine halbe Million SpenderInnen gezählt.

Aufbauarbeit im SOS-Kinderdorf Daegu

Nach diesem gelungenen Auftakt im Februar 1963 war Maria Heissenberger bis 1968 im SOS-Kinderdorf Daegu tätig. Sie war Dorfleiterin, Geschäftsführerin und Bauverantwortliche. Auf Grund ihrer Sprachkenntnisse und ihrer diözesanen Verbindungen übernahm sie auch die Mütersuche und bildete diese gemeinsam mit Franziska Lemayr und Luise Sinnhuber aus. Bei der Auswahl der Mütter wurden sie von der Koreanerin Lee unterstützt. Frau Lee „fuhr [...] im Land herum, um diese Mädchen zu treffen, aber was noch wichtiger ist, deren Familien. Der Grund dafür ist folgender: Wenn ein Mädchen auch noch so sehr etwas zu tun wünscht, aber die Familie dagegen ist, dann kann es sich nicht dagegen wehren. Und dann könnte es uns eines Tages passieren, dass plötzlich eine Kinderdorfmutter weggehörtet wird. Um dem aber vorzubeugen, muss man die Familie selbst befragen und sich bescheinigen lassen, dass sie später die Tochter nicht wegholen.“⁶⁶

Maria Heissenberger sah dieses Kinderdorf als Baby, das, nachdem es „Herr Direktor Gmeiner [...] bei seinem Aufenthalt in Korea aus der Taufe gehoben hatte, [ihren] Händen anvertraut wurde [...]. Und da dies mein erstes Baby solcher Art war, war mir schon ein wenig unheimlich zu Mute.“⁶⁷ Heissenberger verwendet in einer Organisation, die zum einen familienorientierte Betreuungsformen anbietet und gleichzeitig die Organisation als große Familie beschreibt, das Bild eines „Babys“ für dieses neue Dorf. Allerdings bezeichnet sie Gmeiner nicht, wie



Maria Heissenberger (2. Reihe, 2. v. r.) und SOS-Kinderdorf-Mütter in Daegu

sonst oft üblich, als „Vater“, sondern als Taufpaten, und sich selbst auch nicht als „Mutter“, sondern als eine, der etwas vertrauensvoll übergeben wurde. Doch das Baby hatte sich noch nicht „materialisiert“, das Dorf musste erst gebaut werden. In einem Bericht an die Zentrale von SOS-Kinderdorf in Österreich schrieb sie 1964: „Zuerst mussten alle rechtlichen Dinge geklärt werden. Da muss ich Ihnen wohl sagen, dass ich oft die Geduld verloren habe, da die asiatische ‚Schnelligkeit‘ Mitteleuropäer manches Mal fast zur Weißglut bringen kann. Daneben muss ich aber sagen, dass mir von allen Seiten sehr zur Hand gegangen war. Aber da gibt es eben einen Amtsweg und der braucht seine Zeit. [...] Natürlich hatten wir in der langen Wartezeit schon alle Pläne entworfen, die es zu entwerfen gab. [...] Ja, und da war es endlich so weit, dass man mit dem Bau beginnen hätte können, und da gab es auf einmal keinen Zement in Korea zu kaufen.“⁶⁸ Doch Zement war nicht das einzige, das für einen Hausbau fehlte. In Südkorea gab es zu dieser Zeit schlicht „nichts zu kaufen. Auch keinen Baustahl oder Toiletten, es gab nichts!“⁶⁹ Deshalb entschloss sich Maria Heissenberger, nach Japan zu fahren, um dort die notwendigen Baumaterialien zu kaufen. Doch der Erfolg von Heissenbergers Mission war nicht von vorneherein klar. „Ich konnte nur wenige Dollar für die Reise bekommen, und dann kam das Geld in Japan nicht an. Aber ich bin zum Glück nicht verhungert und auch gut wieder nach Korea zurückgekehrt. Auch der Einkauf war erfolgreich. Aber nun dauerte es wieder Wochen bis [...] der Zement kam, und wir konnten mit dem Bau nicht beginnen, [...]“⁷⁰ In Tokio fand Maria Heissenberger Unterstützung bei der österreichischen Botschaft, bis SOS-Kinderdorf Österreich Spenden aus der Reiskornaktion überwies. Mit Hilfe dieser Spenden konnte am 16. August 1963 endlich mit dem Bau des SOS-Kinderdorfs Daegu begonnen werden, der nun zügig voran-

ging. Bis Weihnachten wurden sechs Häuser fertig gestellt und besiedelt.⁷¹ Bei der Eröffnung des ersten außereuropäischen Kinderdorfes 1965 lebten dort bereits 84 Kinder in zehn Familienhäusern. Neben der Leitung des SOS-Kinderdorfes verwaltete Maria Heissenberger weiterhin das „Schuhputzerverheim“, welches später in ein SOS-Mädchenjugendhaus umgewandelt werden sollte.⁷²

Neue Wege

1968 bat der Bischof Maria Heissenberger, in einer neu errichteten Diözese, die Arbeit für Tuberkulosekranke zu übernehmen. Diese berufliche Neuorientierung wurde auch dadurch mitbestimmt, dass mit Franziska Lemayr und Luise Sinnhuber ihre zwei Kolleginnen aus der Aufbauzeit das Projekt weiter leiten würden. Als Seelsorgehelferin war Heissenberger dem Bischof verpflichtet, dagegen konnte auch Gmeiner nichts unternehmen. „Es hat Gmeiner furchtbar aufgeregt, dass ich in diese andere Diözese gehe. Er hat geschimpft und fast nichts geredet mit mir.“⁷³ Schlussendlich trennten sich Heissenberger und Gmeiner im Guten. Gmeiner drückte seine Anerkennung für die Leistung von Heissenberger aus, unter anderem dadurch, dass er ihr Gehalt noch weitere zwei Jahre auszahlte. Gleichzeitig bemerkte er Heissenbergers Selbstbestimmtheit und Unabhängigkeit. „Zum Schluss hat er gesagt: ‚Sie haben sehr viel für das SOS-Kinderdorf getan. Aber wissen Sie, ich sage Ihnen jetzt etwas: Ich hab gewusst, dass ich Sie nicht in der Hand habe.‘“⁷⁴ Heissenberger interessierte sich auch weiterhin für SOS-Kinderdorf und wurde zu einem Ehrenmitglied von SOS-Kinderdorf International ernannt.

Auch Hildegard Holzer betrachtete es als bezeichnend für Maria Heissenberger, dass sie eine Anstellung bei SOS-Kinderdorf mit monatlichem Gehalt und Pensionsversicherung nach kürzester Zeit gekündigt hatte.⁷⁵ Rahmenbedingungen bieten Sicherheit, können aber auch einschränken. Maria Heissenbergers pastoraler und sozialer Weg in Korea sollte allerdings noch ein vielfältiger werden – einer, den in erster Linie sie definierte.

Nach SOS-Kinderdorf war Maria Heissenberger 23 Jahre in der Arbeit mit Tuberkulosekranken tätig, zuerst in einer staatlichen Klinik, später baute sie im Auftrag der Kirche selbst eine kleine TBC-Klinik auf. Des Weiteren gründete sie ein Exerzitenhaus, ebenso wie ein Bildungshaus für Arbeiterinnen. Schließlich unterrichtete sie sogar Deutsch beim südkoreanischen Militär. „Sie ist gewandert von einer Aufgabe zur anderen.“⁷⁶ Es entspricht Maria Heissenbergers Naturell, immer wieder neue Wege zu gehen. „Ich war jemand, der immer neue Ideen hatte und immer fragte: was braucht jetzt die Zeit.“⁷⁷

Auf diesem Weg hatte Maria Heissenberger überall begonnen, Koreanerinnen auszubilden und ihnen die Projekte zu übergeben. Nach ihrer Pensionierung blieb Maria Heissenberger noch zwei Jahre in Südkorea. Da PensionistInnen in Südkorea zu dieser Zeit zwar eine Pension ausbezahlt bekamen, allerdings nicht krankenversichert waren, kehrte Maria Heissenberger auf Grund gesundheitlicher Probleme wieder nach Österreich zurück. Sie lebt heute in der Nähe von Wien, hat aber noch sehr gute persönliche Kontakte nach Südkorea.

Anmerkungen

- 1 bezogen auf die Körpergröße
- 2 Interview mit Hildegard Holzer
- 3 Hildegard Holzer war unter anderem Gründerin und Leiterin des Seminars für kirchliche Frauenberufe und Pionierin auf dem Gebiet der Laienpastoral. Vgl. Abschnitt in diesem Portrait: „Prägende Mentorin Hildegard Holzer“
- 4 Interview mit Maria Heissenberger, 28. Juni 2003. Die Zitate wurden nach einem Gespräch mit Maria Heissenberger geringfügig ergänzt.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd.
- 12 Ebd.
- 13 Pastoral wird weitgehend synonym mit „Seelsorge“ verwendet.
- 14 Vgl. Prüller-Jagenteufel, <http://web.chello.at/skb/holzer.htm>, Stand: 16.08.2004
- 15 Interview mit Maria Heissenberger
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Vgl. Portrait Franziska Lemayr
- 19 Vgl. Portrait Maria Hofer
- 20 Interview mit Maria Heissenberger
- 21 Vgl. Portrait Maria Hofer
- 22 Vgl. Prüller-Jagenteufel, <http://web.chello.at/skb/holzer.htm>, Stand: 16.08.2004
- 23 Ebd.
- 24 Vgl. Prüller-Jagenteufel, 2001, S.355
- 25 Ebd., S.357
- 26 Interview mit Maria Heissenberger
- 27 Ebd.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd.
- 30 Ebd.
- 31 Ebd.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.
- 34 Ebd.
- 35 Ebd.
- 36 Vgl. Pammer, 1995, S.110
- 37 Vgl. Portrait Franziska Lemayr
- 38 Vgl. Interview mit Maria Heissenberger
- 39 Ebd.
- 40 Ebd.
- 41 Vgl. Gilyim Jin, 2003, S.86
- 42 Interview mit Maria Heissenberger
- 43 Ebd.
- 44 Ebd.
- 45 Vgl. Interview mit Hildegard Holzer
- 46 Interview mit Maria Heissenberger
- 47 Ebd.
- 48 Ebd.
- 49 Ebd.
- 50 Vgl. Portrait Erika Gottlieb

- 51 Vgl. Reinprecht, 1984, S.247
- 52 Interview mit Maria Heissenberger
- 53 Vgl. Protokoll über die Arbeitssitzung des Hauptvereines, 5.11.1962, Ordner Vorstandssitzungen HV (Protokolle 1962-1966)
- 54 Vgl. Portrait Franziska Lemayr
- 55 Entspricht einer Laienberufung. „Eine Apostolatsshelferin bleibt in ihrem jeweiligen Lebensbereich, um ihn mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen. Dort teilt sie die Lebensbedingungen der Menschen, mit denen sie lebt und arbeitet. Der ‚Dienst‘ der Apostolatsshelferin ist weder auf den Beruf noch auf die Freizeit begrenzt. Vielmehr ist sie mit ihrer ganzen Existenz in Dienst genommen für die Liebe, mit der Gott die Welt liebt. Das schließt ein, dass sie um Gottes und seines Reiches willen ehelos bleibt.“ Eine Apostolatsshelferin untersteht dem Bischof einer Diözese und wird von ihm eingesetzt. Vgl. <http://www.canisius.at/pages/berufe/apostolatsshelferin.php>, Stand: 23.05.2006
- 56 Interview mit Maria Heissenberger
- 57 Vgl. Portrait Luise Sinnhuber
- 58 Vgl. Reinprecht, 1984, S.250
- 59 Vgl. Salzburger Volkszeitung, 10.4.1963; Wiener Kirchenblatt, 5.5.1963; Neue Warte am Inn, April 1963
- 60 Vgl. Kronen Zeitung, 18.4.1963
- 61 Vgl. Salzburger Volkszeitung, 10.4.1963; Wiener Kirchenblatt, 5.5.1963; Neue Warte am Inn, April 1963; Wiener Zeitung, 19.4.1963
- 62 Vgl. Schreiber/Vyslozil, 2001, S.199
- 63 Interview mit Maria Heissenberger
- 64 Ebd.
- 65 Schreiber/Vyslozil, 2001, S.200
- 66 Heissenberger, 1964, S.42f
- 67 Ebd., S.41
- 68 Ebd., S.42
- 69 Interview mit Maria Heissenberger
- 70 Heissenberger, 1964, S.42
- 71 Vgl. Stadelmann, 1970, S.106
- 72 Vgl. Interview mit Maria Heissenberger
- 73 Ebd
- 74 Ebd.
- 75 Vgl. Hildegard Holzer, Interview Nr. 7
- 76 Ebd.
- 77 Interview mit Maria Heissenberger